

# Margarete – eine sonderbare Begebenheit

Gertrud Trindler-Beckert

Dass Geister nicht nur in englischen Schlössern herumspuken, sondern auch in einem stattlichen Haus an den Gestaden des Zürichsees, beweist die Geschichte aus unserer Familie, die mir meine Grossmutter einst zutrug.

Beethoven hatte unlängst seine neunte Symphonie vollendet und Goethe beschäftigte sich erneut mit Faust – der zweite Teil des Dramas war eben am Entstehen – als eine gewisse Margarete geboren wurde, die zwar nicht als Kindsmörderin wie Goethes Gretchen, eine schreckliches Ende nahm, aber dennoch nach ihrem Tode keine Ruhe fand.

Margarete – die Blüte ihrer Jugend war längst verblasst – zog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit ihrem Ehemann Johann Caspar und dem gemeinsamen Sohn Caspar nach Küssnacht, genauer an den Erlenweg im Heslibach, wo man ein bäuerliches Anwesen mit Rebbergen erworben hatte.

Sie war vermutlich nicht unglücklich, Ober-Engstringen, ihren vorherigen Wohnort, verlassen zu können, um so dem strengen Regime ihres mürrischen, galligen, cholertischen Schwiegervaters, der kaum jemandem ein gutes Wort gönnte, für immer zu entkommen.

Ein Gemälde zeigt den Herrn, nicht mehr ganz jung, in seinen besten Jahren – hablich und von stattlicher Statur, wohlgenährt, das Haar halblank, wie es der damaligen Mode entsprach, und noch immer dunkel – doch um die Mundwinkel spielt eine melancholische, menschenverachtende Bitterkeit. Es hiess, da er, ob-



*Margarete Siegfried-Hug  
(1825–1913).*

gleich sehr wohlhabend, niemandem etwas gönnte, er sei einmal von einem Zigeuner verflucht worden.

Letzterer war ein armer Schlucker, der seine Schulden nicht begleichen konnte. Dennoch liess der unbarmherzige Alte nicht von seinen Geldforderungen ab. Der Zigeuner schrie ihm verzweifelt nach, er werde eines Tages Haus und Hof verlieren, wenn er seine Mitmenschen weiterhin so schinde.

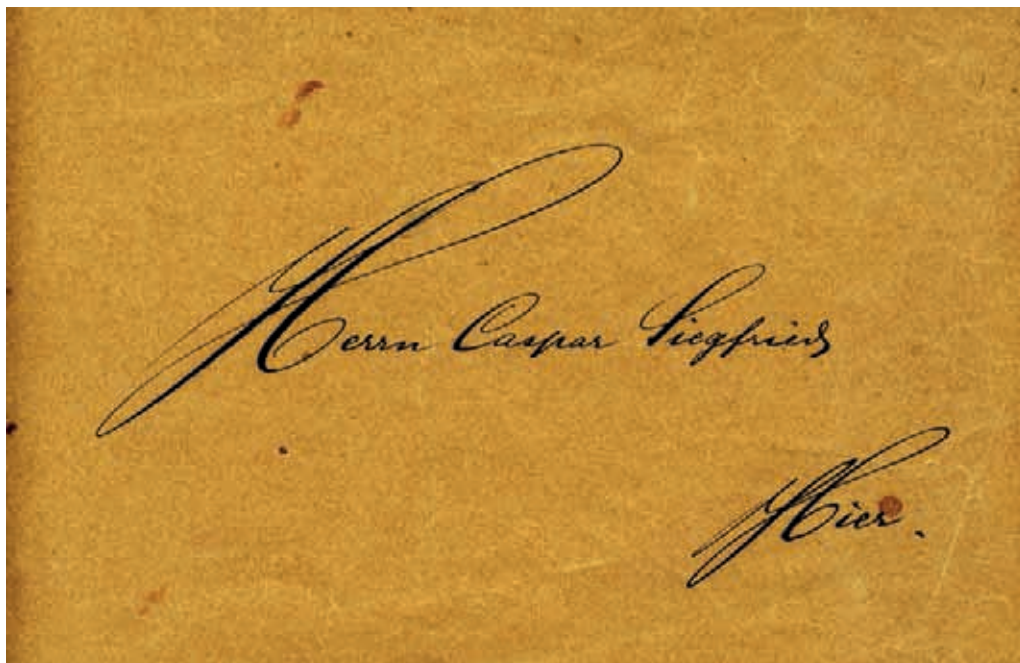
Dieser Fluch schwebte fortan als dunkles Omen über Margaretes Familie.

Margarete war eine stolze Frau. In ihrer Jugend muss sie von herber Schönheit gewesen sein, wie die Fotografie, die sie zwar als alte Dame zeigt, unschwer errahnen lässt.

Verborgen unter dem schwarzen Tuch schoss das Bild der Dorf-Fotograf G. Pfaff-Eschmann in «Küsnacht b. Zürich».

In aufrechter, würdevoller Haltung, nicht ohne einen Hauch von Eitelkeit, den rechten Arm elegant auf ein Tischchen aufgestützt, blickt sie mit klaren, wachen Augen in die Kamera. Würde sie sich bewegen, vermeinte man das Rauschen des Seidentafts ihres schwarzen Habits zu vernehmen. Das schlohweisse, gescheitelte Haar wird von einem kecken Häubchen zusammengehalten, und die Hände stecken in feinen schwarzen Spitzenhandschuhen, die allerdings den Blick auf die Fingerenden freigeben. Finger, die die Spuren des Alters und eines rührigen Lebens nicht verbergen. Die Linke hält ein Büchlein mit der Geste der Frauen beim Kirchgang – den Katechismus oder das Gesangbuch vielleicht – auf dem Tisch ebenfalls ein dickes Buch.

Ob Bücher ihre Welt waren? Ob die strenge Rebarbeit Zeit liess für Mussestunden, um sich der erbaulichen Lektüre hinzugeben? Oder ob diese Bücher einfach zu den Requisi-



*Briefumschlag schwungvoll adressiert an den Empfänger der Bürgerrechtsurkunde.*

ten im Studio des Fotografen gehörten ebenso wie Tischchen und Stuhl aus Weidengeflecht, alles kunstvoll vor einem verblichenen Hintergrund aufgebaut?

Ob Margarete, als dieses Bild entstand, immer noch Herrin über Haus und Rebberge war oder ob das Anwesen bereits in die Hände ihres in der Schweiz zurückgebliebenen Sohnes Caspar und dessen inzwischen angetrauten Ehefrau Mathilde vom oberen Goldbach übergegangen war, ist nicht auszumachen. Ihre stolze Pose verrät nichts von Ungemach und Pein, welche gegen Ende des Jahrhunderts über sie und ihre Familie hereinbrechen würden. Ihren zweiten Sohn August, den Bruder Caspars, sollte sie nie wieder sehen, da er die Heimat für immer verlassen hatte; in Südamerika hoffte er sein Glück zu finden.

Jener Zigeuner, der einst Caspars Grossvater verflucht hatte, war vermutlich schon längst in Vergessenheit geraten, dennoch schien es, als ob jener Fluch seine Wirkmacht entfalten würde – nicht mehr über Margaretens Schwiegervater selber, aber über dessen Nachkommen.



Teilweise von Hand geschriebene Bürgerrechtsurkunde anno 1895 der Familie Siegfried-Schulthess (vorher Bürger von Ober-Engstringen ZH).

Caspar war nun schon seit zwei Jahrzehnten am Erlenweg in Küssnacht ansässig, und die eigenen Weinberge warfen genügend Ertrag ab. Niemand dachte daran, an den alten Heimatort Ober-Engstringen zurückzukehren. So war es nur naheliegend, das Bürgerrecht der schönen Seegemeinde mit ihrem milden, dem Rebbau förderlichen Klima zu erwerben.

Geladen vom Gemeinderat, erschien ein stolzer Caspar im Sommer 1895 vor der Küssnacher Bürgerversammlung. Dort wurde ihm ein grosser gelber Briefumschlag überreicht, in schwungvoller Kalligraphie adressiert an seine Person.

Dieser enthielt die Bürgerrechts-Urkunde, datiert am 27. Juni 1895 und unterzeichnet vom Präsidenten

ten der Bürgerversammlung Knell-Falk und dem Schreiber, einem gewissen Bircher. Mit gestochener Feder prangen auf dem kunstvoll gestalteten lindengrünen Untergrund des inzwischen vergilbten und stockfleckigen Papiers in grossen Lettern die Namen der Träger, die die Ehre hatten, ins Küssnacher Bürgerrecht aufgenommen zu werden. An erster Stelle Vater Kaspar, nun mit K geschrieben, geboren am 16. März 1850, gefolgt von seiner Ehefrau Mathilde – ohne Geburtsdatum. Dieses scheint nicht von Wichtigkeit gewesen zu sein, denn ihre Identität wurde ja hinreichend durch den Gatten bestimmt. Dem Ehepaar folgten die Namen und Geburtsdaten der vier Töchter: Ida, die älteste zuerst, die Jahrzehnte später meine Grossmutter werden sollte, gefolgt von ihren drei jüngeren Schwestern Emma, Bertha und Mathilde.

Doch bald war es vorbei mit der weinbäuerlichen Ruhe am Zürichsee.

Am Ende des 19. Jahrhunderts entstand die Eisenbahnlinie entlang des rechten Seeufers, die für die lieblichen Seegemeinden mit ihren weiten Weinbergen, die sich wie ein Teppich von den Hängen bis beinahe zum Seeufer schmiegt, eine schnelle Verbindung in die Stadt versprach. Das bedeutete, dass viel Land dem Eisenbahnbau, dem Fortschritt, Tor zu einer neuen Zeit, zum Opfer fiel.

Der Eisenbahnbau forderte auch von Margaretes Familie seinen Tribut und brachte diese Menschen in existentielle Nöte und letztlich zum Verlust des eigenen Anwesens.

Schwer zu sagen, ob dies aufgrund der schlechten Entschädigung des Bundes für die den Eigentümern abgetrotzten Landstriche geschah oder ob eigenes Unvermögen im Spiel war. Wohl beides zusammen. Jedenfalls konnte der bäuerliche Betrieb mit dem Landverlust bald nicht mehr erfolgreich weitergeführt werden. Auch der neu erworbene Bürgerstand änderte nichts an der traurigen Tatsache, dass nunmehr Kaspar und seine Familie von stolzen Besitzern eigener Rebberge in der Gemeinde zu Rearbeitern in eben denselben wurden.

Dieses Verlustgeschäft muss für alle äusserst schmerzlich gewesen sein. Margarete, einst in der Hoffnung, den Engstringer Wohlstand in Küssnacht weiter zu mehren und künftigen Generationen eine solide Existenz zu bereiten, stolz etwas Besseres zu werden, musste die Schmach des finanziellen Niedergangs ihres wankelmütigen Sohnes miterleben. Seit dem Tod ihres Gatten wohnte sie allein bei Kaspar und dessen Familie. Kaspar trieb wie ein steuerloses Schiffchen auf den Wogen des Unheils. Mut und Kampf, das ungünstige Schicksal zu wenden, waren seine Sache nicht. Auf einer Fotografie blickt er etwas linkisch, halb verstoßen aus kleinen zusammengekniffenen Schweinsäuglein. Schon bei seinem Engstringer Grossvater hatte der Casper immer als Dummkopf gegolten – der dumme Casperli eben. Und auch seine Mutter Margarete machte keinen Hehl daraus, dass ihr der weltgewandte August immer lieber sein würde.

Anstelle ihres schwachen Ehemannes befahl und kommandierte dafür mit bitterlich schmalen Munde seine Gattin Mathilde umso mehr.

Gekränkt in ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit war nun Margarete, enttäuscht und unzufrieden ihre Schwiegertochter. Kaspar, Opfer seiner eigenen schwachen Natur, blieb der Trost allein im Glas.

Die Töchter schämten sich – Rebmädchen waren sie geworden. Mit gebückten Rücken standen sie zwischen den Weinstöcken, die nun nicht mehr die ihren waren. All ihre Träume wurden jäh weggefegt wie Blätter im rauen Herbstwind.

Die Älteste macht aus ihrem Groll keinen Hehl. Im geheimen zürnte Ida ihrem Engstringer Urgrossvater, der vor langer Zeit durch sein menschenverachtendes Verhalten jenen Fluch auf sich gezogen hatte. Er schien dem Unglück, das sich jetzt zu entfalten begann, den Weg bereitet zu haben. Obwohl die Gebeine des Ungeliebten schon längst im kühlen Grund ruhten, war da noch immer sein Portrait – Zeugnis von vergangenem Wohlstand und zugleich Seelenträger des einst Gewesenen. Niemand erinnerte sich gerne an den alten Herrn. So fristete das Bildnis alsbald ein düsteres Dasein, verborgen unter alten Kohlesäcken auf dem weitläufigen, nur über eine steile Treppe erreichbaren Estrich des Bodmer-Hauses in Küsnacht, von dem sogleich die Rede sein soll.

Der «Bodmer» ist heute noch eines jener stattlichen Küsnachter Häuser, östlich der Kirche gelegen. Die Reihen seiner Nordfenster boten schon zu jener Zeit einen weiten Ausblick über Dorfplatz und Dorfbach und liessen die Bewohner des Hauses hinter den Sprossenfenstern teilhaben am dörflichen Geschehen. Unzählige Hochzeits- und Trauerzüge zogen an diesen Fenstern vorbei, begleitet vom hellen Festtagsgeläute oder vom tiefen, schweren, dumpfen Schwingen der Totenglocke im nahen Kirchturm.

Die Südfenster des Hauses hingegen gaben den Blick frei auf blumengesäumte Kieswege, Büsche und Bäume eines ausgedehnten Gartens – unmittelbar vor dem Haus der Ziergarten, dann schlossen sich die Gemüsebeete und Beerensträucher des Nutzgartens an. Der Garten, der in der Morgenfrische und an lauen Sommerabenden zum Spazieren einlud, erstreckte sich vom Haus bis zu den Mauern des Friedhofs, vom Gottesacker lediglich durch ein schmales Strässchen getrennt.

In eben dieses Haus zog nun Kaspar mit den Seinen – wohl oder übel – zur Miete. Das Haus bot sowohl für die Familie des Eigentümers als auch für ein bis zwei weitere Familien genügend Platz. Man wohnte eng beisammen, so dass sich über Generationen Geräusche und Schicksale der Menschen zu einem eigenartigen Teppich verwoben. Von den Fluren öffneten sich rechts und links Türen in die einzelnen Zimmer – bachseitig und gartenseitig – die einen von der Familie des Hausmeisters, die andern von den Mietern bewohnt. Für Fremde muss es wohl schwierig gewesen sein herauszufinden, wer wo wohnte.

Margarete bezog ein sonniges, nach Süden gerichtetes Schlafzimmer am äusseren Ende des oberen Flurs. Die Dürfte und die Frische des Gartens wurden durch die offenen Fenster ins Haus getragen; im Sommer hielten die Jalousien die Hitze fern und hüllten die Räume in dämmerige Kühle.

In jenem Zimmer verbrachte Margarete ihre letzten Jahre, beladen mit dem Schicksal ihrer Familie. War sie wenigstens glücklich mit ihren vier Enkelinnen? Schenkte sie ihnen die Zuneigung einer liebevollen Grossmutter?

Eitel und hoffärtig soll sie gewesen sein, bemerkte ihre älteste Enkelin kurz und hart.

Die letzten drei Jahre vor ihrem Tod wurden von einer heimtückischen Krankheit überschattet. Allmählich wurde Margaretes einst schönes Gesicht von einem wuchernden Geschwür zerfressen. An Heilung war nicht zu denken. Damit ihr der Anblick des zerstö-



*Mathilde und Kaspar Siegfried-Schulthess mit ihren Töchtern Ida, Bertha, Emma und Mathilde (v. r. nach l.).*

rerischen Werks der Krankheit erspart blieb, wurden sämtliche Spiegel aus ihrem Umfeld entfernt. So wurde Margaretes Identität mehr und mehr zu Erinnerung und der Lebenskreis der einst stattlichen Frau schrumpfte auf die Fläche des Zimmers im ersten Stock am Ende des Flurs.

Bettlägerig geworden, harrte sie lange Tage und schleppende Stunden ihrem Ende entgegen, neben dem Bett ein Stock, mit dem sie sich durch Klopfen auf den Fussboden bemerkbar machen konnte. Diese Eintönigkeit wurde lediglich durch den Stundenschlag des nahen Kirchturms oder durch das Trippeln ihrer Enkelinnen und die schnellen Schritte ihrer Schwiegertochter Mathilde unterbrochen, wenn diese das zur Pflege Notwendige sowie Speisen und Brotbrocken für den Kaffee ans Bett der vom Siechtum Gezeichneten brachten. Die Frauen beeilten sich immer, das Krankenzimmer möglichst schnell wieder verlassen zu können, um dem Anblick der teuflischen Krankheit und ihrem schwärenden Gestank zu entkommen. Margarete blieb allein zurück.

Wenig waren ihre Bedürfnisse geworden, klein ihr Appetit. Die Brotbrocken blieben oft unberührt. Mit Mühe erhob sich dann die Kranke von ihrem Lager und lief, auf ihren Stock gestützt, ohne Schuhe, nur in den Strümpfen über die blanken Holzdielen zum Fenster, um die Kaffeebrocken, die sie nicht mehr essen mochte, für die Vögel aufs Fensterbrett zu legen. Der Gesang der Vögel und die gefiederten Gäste auf dem Fenstersims brachten etwas Freude und Licht in die Einsamkeit des schmerzgeplagten Alltags.

An einem frühen Februarmorgen, ein Jahr vor dem grossen, schrecklichen Krieg, nach dem Europa, verwüstet, nie mehr so sein würde, wie es zuvor war, Margarete war bereits in ihrem neunten Lebensjahrzehnt, wurde sie endlich von ihrer Pein erlöst und ihr gequälter Körper auf dem nahen Friedhof zur letzten Ruhe gebettet.

Der Weg dorthin führte nicht – wie in besseren Tagen – durch den Garten, als sie jeweils zu Fuss rasch das Grab ihres seligen Gatten besorgt hatte. Zwei ganz in Schwarz gekleidete Männer, der Fuhrmann und sein Gehilfe, hievten den einfachen Sarg auf den Leichenwagen. Es war, wie man zu sagen pflegt, keine schöne Leiche. Bescheiden zog der Rappe das Gefährt, verloren baumelten die schwarzen Vorhänge mit den gekurbelten, glänzenden Perlenschüren daran in Ermangelung von Blumen und Kränzen. Die kleine Familie, wenige vom Dorf begleiteten den traurigen Zug. Glanz und Wohlstand waren längst der Armut gewichen. Das, was das Leben zurückliess und mit ihm auch die Hoffnung auf Grosses, wurde der Erde und dem Vergessen übergeben.

Jahre verstrichen, Kriegswirren erschütterten die Menschen, die Spanische Grippe forderte zusätzliche Opfer, auch in Margaretes Familie. Bertha, die drittjüngste Enkelin, die sie von allen am meisten gemocht, wurde ungeachtet ihrer Jugend von der Seuche dahingerafft, und ihre Zukunft endete jäh auf dem Gottesacker. Margaretes Sohn Kaspar, dann die Schwiegertochter Mathilde, sie alle verliessen diese Welt und mit ihnen auch die Erinnerungen.

Zwei Jahre waren vergangen seit dem Ende des grossen Krieges. Die Menschen erholten sich allmählich von den Schrecken und gewöhnten sich an den Frieden.

Margaretes älteste Enkelin, Ida, konnte endlich ihren Verlobten heiraten, der das Glück hatte, zumindest körperlich heil aus dem Krieg zurückkehren zu können. Das langersehnte Eheglück wurde bald mit einem Sohn beschenkt. Nachdem das Büblein entwöhnt worden war, bezog es das Zimmer, das einst seine Urgrossmutter bewohnt hatte. Nichts mehr erinnerte an die alte Frau. Boden und Wände waren längst geschrubbt und der Raum frisch tapeziert worden; ein kleines, weisses, neu gezimmertes Kinderbettchen stand im Zimmer – just an der Wand, an der einst Margaretes Bett gestanden hatte.

Ida brachte ihren kleinen Sohn allabendlich zu Bett, versehen mit der Gutenachtgeschichte und dem Abendgebet.

Doch was eigentlich zu einem friedlichen Schlaf hätte führen sollen, mündete oft nach einigen Stunden in gellendes Geschrei des Kindes.

Der Kleine wurde aufgeschreckt durch immer dieselben Geräusche. Es war, als ob jemand mit einem Stock auf den Boden klopfte, in Strümpfen über die Bodendielen zum Fenster lief und dort etwas hinlegte. Tripp, trapp – tripp, trapp – dann war der Spuk vorbei.

Das Kind musste schlecht geträumt haben. Doch die nächtlichen Vorfälle wiederholten sich. Der Bub war felsenfest davon überzeugt, jemand klopfte mit einem Stock, laufe durchs Zimmer zum Fenster und lege dort etwas hin. Tripp, trapp – tripp, trapp – dann war der Spuk jeweils vorbei.

Als Ida am Morgen nach einer dieser nächtlichen Ruhestörungen das Fenster öffnen wollte, sah sie mit blankem Entsetzen Brotbrocken auf dem Sims liegen, und zwar genau

so, wie diese einst von ihrer Grossmutter hingelegt worden waren. Niemand wusste, wie das Brot dorthin gekommen war.

Margarete – Margarete – schwirrte es ihr blitzschnell durch den Kopf – ihre Grossmutter. Was wollte sie noch immer hier? Über ein Jahrzehnt war sie nun schon begraben. Weshalb liess sie den Buben nicht schlafen? Nun dämmerte ihr plötzlich, warum Margaretes ganz eigener Geruch immer dann das Schlafgemach erfüllte – deutlich wahrnehmbar – wenn das Kind schrie.

Ida berichtete das Vorgefallene ihrem Mann. Von Zorn ergriffen, wollte er den herumspukenden Geist des alten Weibes vertreiben, doch seine Gattin gebot ihm Einhalt und mahnte zum Gebet.

*Ora pro ea* – bete für die arme Seele, auch wenn in der gestrengen Kirche Zwinglis das Totengebet verpönt war.

*Ora pro ea* – aus tiefem Herzen! ..... und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldner ....

Von Stund an wurde das Kind in Ruhe gelassen. Die schaurigen Vorfälle in jenem Zimmer verstummten. Es roch nach frisch gebohnerten Bodendielen. Das neue weisse Kinderbettchen stand da wie zuvor, als ob nie etwas anderes gewesen wäre.

Versuchte sich Margarete an etwas zu klammern, das sie schon zu Lebzeiten verloren hatte? War es jener Fluch, der auch die Toten nicht ruhen liess, eine unbeglichene Schuld, die die arme Seele umtrieb? Wer weiss das schon.

Obwohl meine äusserst bibelkundige Grossmutter selten in der sonntäglichen Predigt anzutreffen war, scheint sie dennoch mit der Magie des Gebetes genau das Richtige getan zu haben, nämlich mögliches Unrecht nicht mit weiterem Unrecht zu vergelten.

So fand Margaretes Seele endlich den Weg in die lichte andere Welt. Möge sie ihren Frieden finden, frei von Leid und Gram, befreit vom Banne jenes Fluchs! *Requiescat in pace.*

R. I. P.

Bald ein Jahrhundert später steht das Haus mit jenem denkwürdigen Zimmer noch immer am selben Ort auf festem Grund. Der Blick schweift über das satte Grün des Gartens, verliert sich am Horizont, wo sich Himmel und Erde sanft berühren, vom nahen Kirchturm läuten die Glocken elf, der Dorfbach plätschert und gurgelt munter über die Stufen wie seit grauer Vorzeit und ergiesst sich endlich aus seinen engen Grenzen, die ihm einst nach seiner Zerstörungswut gesetzt wurden, in die Stille und Weite des Zürichsees.